

(Nachdruck verboten.)

104)

## Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen  
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Bonnaire erklärte seinem Gefährten noch, daß sich außerhalb und neben den Centralmagazinen eine neue Bewegung geltend mache: der direkte Austausch von Erzeugern zu Erzeugern, der hauptsächlich durch die kleinen Familienwerkstätten, durch die häuslichen Maschinen hervorgerufen und entwickelt wurde. So daß die großen Werkstätten, die großen Magazine vielleicht eines Tags verschwinden würden, was ein neuer Schritt zur absoluten Freiheit wäre, zur Schaffung des vollkommen freien Individuums in der freien Menschheit.

Ragu hörte zu, allgemach überwältigt von diesem zur Wirklichkeit gewordenen Glückszustand, den er um keinen Preis zugeben wollte. Und da er nicht wußte, wie er seine Erschütterung verbergen sollte, rief er:

„Du bist ja ein Anarchist von reinstem Wasser geworden!“

Bonnaire lachte laut auf.

„O, lieber Freund, erst hast Du mir vorgeworfen, daß ich kein Kollektivist mehr bin; jetzt machst Du mich gar zum Anarchisten. In Wahrheit steht die Sache so, daß wir gar nichts mehr sind, seitdem unser aller gemeinschaftliches Ideal von Glück, Wahrheit und Gerechtigkeit zur That geworden ist. — Da fällt mir übrigens noch etwas ein; ich will Dir noch ein Ding zeigen, ehe wir unsern Rundgang beschließen.“

Er führte ihn hinter die Magazine, an den Fuß des Abhangs der Monts Bleus, an die Stelle, wo einst der Töpfer Lange neben seinen primitiven Oefen eine Art barbarisches Lager errichtet hatte, in dessen von einer Steinmauer umschlossenen Bezirk er außerhalb der menschlichen Gebräuche und Gesetze als freier Künstler und Handwerker hauste. Jetzt erhob sich hier ein weitläufiges Gebäude, eine große Thonwaren- und Fayencefabrik, welche alle die Ziegel und Platten, die glasierten Dachziegel und hundertertelei buntfarbigen Zierate lieferte, mit denen die ganze Stadt sich schmückte. Lange hatte sich endlich, dem freundschaftlichen Zureden Lucas nachgebend, entschlossen, sein Einsiedlerleben aufzugeben und Schüler auszubilden, als er sah, daß doch einige Gerechtigkeit zu herrschen und das schreckliche Elend der Menschen zu lindern begann. Da dem Volke endlich die Freuden dieses Lebens erreichbar gemacht wurden, konnte er auch daran gehen, seinen alten Traum zu verwirklichen und aus seinen Händen die leuchtend blauen, gelben und roten Fayencen hervorgehen zu lassen, mit denen er seit jeher die Fassaden aus dem Grün hervorschauender Häuser zu schmücken das Verlangen gehabt hatte. Es schien, als baute man eigens für ihn eine neue Stadt, die glückliche Stadt der Befreiten, in ihren Menschenwert wieder eingesetzten Arbeiter. Und unter seinen berben Fingern, die von einem angeborenen Genie gelenkt wurden, entfaltete sich die Schönheit einer entzückenden Kunst, die, vom Volke ausgehend, zum Volk zurückkehrte, einer Kunst von primitiver, volksmäßiger Kraft und Anmut. Er verschmähte es nach wie vor nicht, die einfachsten Stücke und Gefäße herzustellen, das gewöhnliche Küchen- und Eßgeschirr, die Krüge, Schüsseln, Teller und Töpfe für den täglichen Gebrauch, er bildete sie in köstlichen Formen und Farben und schmückte so die niedrigsten Berrichtungen, das eintönige Leben des Alltags mit dem holden Zauber der Kunst. Von Jahr zu Jahr erweiterte er dann sein Schaffen, zierte die öffentlichen Gebäude mit prächtigen Griesen, bevölkerte die Anlagen mit vollendeten Statuen, errichtete auf den Plätzen Monumentalbrunnen, die großen, farbenprächtigen Blumensträußen glichen, über welche das köstliche, ewig frische Wasser herabstürzte und sprudelte. Und die Gruppe junger Künstler, die er nach seinem Muster gebildet hatte, schaffte nun mit außerordentlicher Produktivität und verbreitete Kunst und Schönheit bis zu dem letzten bescheidenen Thontopf der Haushaltungen.

Lange stand gerade am Thor seiner Fabrik auf der obersten der wenigen Stufen, die hinaufführten. Obgleich er

nah an fünfundsiebzig Jahre zählte, war seine gedrungene kleine Gestalt noch immer stramm und kräftig. Er hatte noch immer denselben bäuerischen, edigen Kopf mit dem dichten Haar- und Bartwalde, der mittlerweile schneeweiß geworden war. Aber aus seinen glänzenden Augen lächelte nun seine unendliche Herzengüte, die früher unter der rauhen Schale verborgen gewesen. Eine Schar fröhlich lärmender Knaben und Mädchen umdrängte ihn mit ausgestreckten Händen, um die Geschenke in Empfang zu nehmen, die er an jedem Festtage verteilte. Es waren dies kleine Thonfigürchen, mit wenigen Handgriffen hergestellt, in Massen bemalt und gebrannt, aber reizend und anmutig, manche auch von entzückender Komik. Sie stellten die einfachsten Dinge dar, die Beschäftigungen des Alltags, die kleinen Berrichtungen und Freuden des gewöhnlichen Lebens, weinende oder lachende Kinder, aufräumende oder kochende Mädchen, Arbeiter in ihrer Thätigkeit, alle bunten, unerschöpflichen Formen des einfachen Daseins.

„Nur langsam, Kinder, nicht so stürmisch, ihr bekommt jeder was! Da, Du Blondköpfechen, Dir gehört dieses Mädchen, das seine Strümpfe anzieht. Dir, Du großer Junge, dieser Schulbub mit seiner Tasche. Dir, Du kleiner Schwarzkopf, dieser Schmied am Amboss.“

Er lachte und scherzte, glücklich inmitten dieser glücklichen Kinder, die sich um seine Püppchen rissen, wie er die entzückenden kleinen Figuren nannte.

„Nur langsam, acht geben, daß ihr sie nicht zerbrecht! Stellt sie in eure Zimmer, sie werden euren Augen angenehme Linien, schöne Farben bieten, wenn eure Blicke darauf fallen. Wenn ihr dann groß seid, werdet ihr das Schöne und Gute lieben und selber schön und gut werden.“

Das war seine Theorie. Das Volk bedurfte der Schönheit, um körperlich vollkommen und guten Herzens zu werden. Nur ein Volk, dessen Geist frei, dessen Seele harmonisch war, konnte ein zufriedenes Volk sein. Alles in der Umgebung der Menschen, alles in ihren Heimstätten mußte ihnen die Schönheit vor Augen führen, und besonders die Gegenstände täglichen Gebrauchs, die Gerätschaften, die Möbel, die ganze Einrichtung des Hauses. Der Glaube an die Erflusivität, an den Aristokratismus der Kunst ist ein thörichter, die umfassendste, die allgemeinste, die menschlichste Kunst kann allein das Leben erweitern und verschönern. Wenn das Kunstwerk allen zugänglich ist, im Hinblick auf alle geschaffen wird, dann wird erst die Kunst eine gewaltige Höhe und Weite erreichen, die ganze Unendlichkeit der Wesen und Dinge umfassen. Denn sie entspringt der Allgemeinheit, sie kommt aus dem Innersten der Menschheit hervor, und das unsterbliche Kunstwerk, das Jahrhunderte überdauert, ist das Produkt eines ganzen Volkes, das Ergebnis einer Epoche und einer Civilisation. Aus dem Volke heraus blüht die Kunst, um sein Dasein zu verschönern, um ihm Duft und Farbe zu verleihen, die zum Leben so nötig sind wie das tägliche Brot.

„Da, Du Kleiner, einen mähenden Bauern, da, Du Große, eine Frau, die wäht — so, und nun ist's aus, seid hübsch brav und küßt eure Pappas und Mamas für mich. Geht, meine Herzchen, meine kleinen Engel, das Leben ist schön, das Leben ist gut!“

Ragu hatte unbeweglich zugehört, und sein Gesicht hatte wachsendes Erstaunen verraten. Jetzt brach er in seiner höhnischen Weise los:

„Run, Du großer Anarchist, Du sprichst also nicht mehr davon, die ganze Bude in die Luft zu sprengen?“

Lange wandte sich rasch und sah ihn an, ohne ihn zu erkennen. Aber er geriet nicht in Zorn, er lachte nur.

„Du kennst mich also, obgleich ich Deinen Namen nicht weiß? Freilich habe ich die ganze Bude in die Luft sprengen wollen! Ich habe das laut hinausgerufen, habe es über alle Dächer geschrien, habe meinen Fluch auf die verpestete Stadt geschleudert, habe ihr die Vernichtung durch Feuer und Schwert verkündigt. Ich war sogar entschlossen, selbst das Mäheramt auszuüben, und das ganze Beauclair zu Staub zu zermalmen. Aber was willst Du? Es ist anders gekommen. Die Gerechtigkeit ist so sehr zur Herrschaft gelangt, daß ich entwaffnet worden bin. Die Stadt ist geläutert, ist neu erbaut, und ich kann sie doch unmöglich zer-

stören, jetzt, wo alles das verwirklicht ist, was ich gewollt, was ich erträumt habe! Nicht wahr, Bonnaire? Der Friede ist geschlossen."

Und der ehemalige Anarchist streckte dem ehemaligen Kollektivist die Hand hin, mit dem er einst so wütende Debatten geführt hatte.

"Wir hätten uns am liebsten zerfleischt, nicht wahr, Bonnaire? Wir hatten wohl alle dasselbe Ziel vor Augen, dieselbe Stadt der Freiheit, Gerechtigkeit und Eintracht, nach der wir alle Sehnsucht hatten. Nur über den Weg, der hinführte, waren wir uneins, und die, welche dafür hielten, rechts zu gehen, wollten die erschlagen, welche es für besser hielten, links zu gehen. Jetzt aber, da wir am Ziele sind, wären wir sehr dumm, wenn wir noch immer im Streit lägen, nicht wahr, Bonnaire? Der Friede ist geschlossen."

Bonnaire hatte die Hand des Töpfers in der seinen gehalten und schüttelte sie kräftig und freundschaftlich.

"Ja, ja, Lange, wir hatten unrecht, uns nicht zu übertragen, das hat uns vielleicht verhindert, fortzuschreiten. Oder eigentlich, wir hatten alle recht, denn heute erkennen wir Hand in Hand an, daß wir im Grunde alle dasselbe gewollt haben."

"Und wenn die Dinge auch noch nicht so gehen, wie es die vollkommene Gerechtigkeit verlangen würde," sagte Lange, "wenn die volle Freiheit, die allgemeine Liebe noch kommen sollen, so müssen wir es diesen Buben und Mädeln da überlassen, das Werk fortzusetzen und eines Tages zu vollenden. Hört Ihr, meine Herzchen, meine Engel, Ihr müßt Euch alle untereinander lieben!"

Die Kinder antworteten mit Lachen und lauten Zurufen. Da warf Ragù wieder in brutalem Tone hin:

"Nun, und Barfuß, hast Du sie zu Deiner Frau gemacht, Du verfluchter Anarchist?"

Da füllten sich die Augen Langes mit plötzlich aufsteigenden Thränen. Es war nun schon nahe an zwanzig Jahre, seit das hochgewachsene, schöne Mädchen, das er auf der Landstraße aufgesehen hatte und das dann seine anbetend zu ihm aufsehende Sklavin geworden war, in seinen Armen ihr Leben ausgehaucht hatte, als Opfer eines nicht ganz aufgeklärten Unfalls. Lange erzählte, einer seiner Desen sei explodiert und die losgerissene Eisenthür habe das Mädchen mit furchtbarer Wucht in die Brust getroffen. Aber in Wahrheit verhielt es sich wohl anders: sie half ihm bei der Herstellung seiner Sprengmittel, und sie war offenbar verunglückt, als sie im Begriff war, eine der kleinen Bomben zu laden, von denen er so wohlgefällig sprach und die er an der Unterpräfektur, am Stadthaus, am Gerichtsgebäude, überall niederlegen wollte, wo es eine Nacht zu zerstören gab. Monate, jahrelang hatte er sich über diesen schrecklichen Verlust nicht trösten können, und auch jetzt noch, inmitten so vielen verwirklichten Glücks, beweinte er die hingebende, unterwürfige Geliebte und Gefährtin, die ihm für das mitleidige Almosen eines Stückchen Brots für immer das königliche Geschenk ihrer Schönheit gemacht hatte.

Lange trat heftig auf Ragù zu.

"Du bist ein Bösewicht! Warum drehst Du mir das Herz um? Wer bist Du? Woher kommst Du? Weißt Du nicht, daß mein geliebtes Weib tot ist, und daß ich noch immer jeden Abend ihre Verzeihung erlache und mich anklage, sie getötet zu haben? Wenn ich kein schlechter Mensch geworden bin, so danke ich das ihrem teuren Angedenken, denn sie ist noch immer bei mir, sie ist meine gute Ratgeberin! Aber Du, Du bist ein Bösewicht, und ich will Dich nicht kennen, will Deinen Namen nicht wissen. Geh, geh, entferne Dich aus unsrer Gemeinschaft!"

Er war prächtig anzusehen in seinem schmerzlichen Zorn. Der Poet, der sich unter seiner rauhen Schale barg, und dessen Phantasie sich früher in Rachebildern von düsterer Größe ergangen hatte, war nun sanft geworden, und sein ganzes Wesen war durchtränkt von zartfühlender Herzengüte.

"Hast Du ihn also erkannt?" fragte Bonnaire unruhig. "Wer ist er? Sag' es mir."

"Ich will ihn nicht erkennen!" erwiderte Lange mit gesteigerter Heftigkeit. "Ich will nichts sagen, er soll gehen, er soll sogleich gehen! Er gehört nicht zu uns!"

Und Bonnaire, überzeugt, daß der Töpfers seinen Mann erkannt hatte, führte diesen sanft fort, um weitere peinliche Auseinandersetzungen zu vermeiden. Ragù folgte ihm übrigens schweigend und ohne Widerspruch. Alles, was er sah, alles, was er hörte, traf ihn mitten ins Herz, erfüllte ihn mit bitteren Bedauern, mit fressendem Reid. Er begann

zu wanken angesichts dieses verwirklichten Glücks, an dem er keinen Teil hatte, an dem er nie mehr teil haben konnte.

Aber am Abend brachte ihn das Schauspiel des festlichen Beauclair vollends um den Rest seiner mühsam bewahrten Fassung. Es hatte sich der Gebrauch eingebürgert, daß an diesem Feste des Sommeranfangs jede Familie ihren Tisch vor die Hausthür stellte und auf der Straße, unter freiem Himmel, ihre Mahlzeit nahm. Es war gleich einem gemeinschaftlichen Abendmahl der ganzen Bürgerschaft, alle brachen ihr Brot und tranken ihren Wein vor aller Augen, die Tische rückten zusammen und bildeten bald nur noch einen einzigen großen Tisch, die ganze Stadt verwandelte sich in einen riesigen Festsaal, in welchem eine einzige liebende Familie sich gemeinsam an Speise und Trank erfreute.

Um sieben Uhr, während die Sonne noch am Himmel stand, begann das Aufstellen der Tische. Auch sie wurden mit den Rosen bestreut, von denen ganz Beauclair seit dem Morgen durchduftet war. Die weißen Tischtücher, die farbigen Schüsseln und Teller, das blinkende Silbergeschirr und die funkelnden Gläser erglühnten im Purpur des untergehenden Gestirns. Da das gemünzte Silber allmählich ganz verschwand, hatte jeder seinen Silberbecher, so wie früher jeder seinen Zinnbecher gehabt hatte.

Bonnaire bestand darauf, daß Ragù an seinem Tische Platz nahm, am Tische seiner Enkelin Claudine, die einen Sohn Lucas, Charles Froment, geheiratet hatte.

"Ich bringe Euch einen Gast," sagte er, ohne einen Namen zu nennen. "Er ist ein Fremder, ein Freund."

"Er ist willkommen", erwiderten alle.

Bonnaire ließ Ragù an seine Seite setzen. Die Tafel war lang, vier Generationen saßen daran, Ellbogen an Ellbogen. Bonnaire, der Ahnherr, sah hier seinen Sohn Lucien und seine Schwiegertochter Louise Mazelle, die beide die fünfzig überschritten hatten; seine Enkelin Claudine und seinen Schwiegeronkel Charles Froment in der Blüte ihrer Jahre; seine Urenkelin Alice, ein reizendes Kind von acht Jahren, und noch eine komplizierte Verwandtschaft. Er erklärte seinem Gaste, daß sie eines Miesentischen bedurft hätten, wenn seine drei andern Kinder, Antoinette, Zoé und Séverin, nicht wieder bei ihren eignen Kindern an den benachbarten Tischen geladen wären. Aber, sagte er heiter, beim Dessert wollte man zusammenrücken, so daß schließlich doch alle an einem gemeinschaftlichen Tische saßen.

Ragùs Aufmerksamkeit richtete sich besonders auf Louise Mazelle, die noch immer zierlich und hübsch war, noch immer ihren drolligen Zickleinkopf hatte. Der Anblick dieser Bürgerstochter, die so zärtlich gegen ihren Gatten, den Arbeiterjohn, war, schien sein Erstauen zu erregen. Halbblau fragte er Bonnaire:

"Sind die Mazelle gestorben?"

"Ja, aus Angst, ihre Renten zu verlieren. Der gewaltige Niedergang aller Werte, die Konversionen, die die Zinsen der Staatsschulden immer mehr beschnitten und ihr baldiges Verschwinden in Aussicht stellten, fielen gleich Donnereschlägen auf sie nieder. Der Mann starb zuerst, in seiner Liebe zum göttlichen Nichtsthun tödlich getroffen, gebrochen durch die Zucht, vielleicht wieder arbeiten zu müssen. Die Frau schleppte sich noch eine Weile weiter, ohne selbst ihre eingebildete Krankheit mehr zu pflegen, ohne es auch nur zu wagen auszugehen, von der fixen Idee beherrscht, daß man die Leute an den Straßenecken ermordete, seitdem man es gewagt hatte, an der Rente zu rühren. Vergebens wollte ihre Tochter sie zu sich nehmen, der Gedanke, von jemand andern ausgehalten zu werden wie eine Arme, war ihr unerträglich. Und eines Tages fand man sie mit blauem Gesicht, vom Schlagfluß getroffen, über ein Bündel ihrer nun wertlos gewordenen Staatspapiere hingefunken. Arme Leute! Sie sind dahingegangen, ohne die neue Zeit zu verstehen, betäubt, verstört, zu Tode geängstigt, die Welt anklagend, daß das Unterste zu oberst gekehrt sei."

Ragù nickte; er hatte kein Mitleid mit diesen Bourgeois, aber auch er fand, daß eine Welt, aus der das Nichtsthun verbannt war, keinen Reiz mehr hatte. Und wieder blickte er um sich, verbüstert durch die wachsende Fröhlichkeit der Tafelnden, durch den Reichtum des Gedecks und des Mahles, der allen ganz natürlich schien und für niemand einen Anlaß zu eitler Selbstgefälligkeit bot.

(Fortsetzung folgt.)

## Forellen.

Es schießt und schäumt und polstert der Bach über das Gestein lustig nach unten. Unaufhaltsam stürzt er jugendmüthig vorwärts, als ob seiner Kraft kein Ziel gesetzt sei. Sein Wasser ist klar wie Kristall und kühl wie der Marmer, an dem die Sonne ihre Macht vergebens erprobt. Mit dem Plätschern, Murmeln und Rauschen des frischen, verwegenen Gefalles eint sich das Plätschern der grünen Baldbesriesen, durch deren Wipfel leise der Wind dahinfährt; Bachstelzen schwirren hin und her, zuweilen auf den wasserimtesten Steinen sich niederlassend, den schlanken Leib wippend und nach Beute spähend. Keine Menschenseele ist wahrzunehmen, kein Schritt hörbar, keine Stimme vernehmbar — die echte und rechte Waldeseinsamkeit, von der die Dichter so viel zu sagen wissen!

Auf moos- und flechtenbewachsenem Steinblock sitze ich am Ufer des Baches und beobachte die Forellen in ihrem Thun und Treiben. Hier und da liegt auf dem Wasser ein Sonnenbild, den die alten Tannen und Erlen durchgelassen haben, und jeder dieser Sonnenblide tanzt als goldig-leuchtender Fleder ruhelos und geräuschlos hin und her, während Mücken und Eintagsfliegen unermüdet über ihm schweben.

Noch ist von den Forellen nichts wahrzunehmen, denn sie halten sich verborgen in den Uferlöchern, zwischen den großen Steinen und unter den Wurzeln, mit denen die Bäume im Laufe von Jahrzehnten kraftvoll in das steinige Bett des Baches hineingegriffen haben. Aber jetzt, da zu meinen Füßen ein Stück Dolomit mit Geräusch in das feuchte Element gestürzt ist, schießen plötzlich einige Forellen hervor — peilgeschwind, so daß ihnen das Auge kaum zu folgen vermag. Wie der Blitz sind sie verschwunden, während das Wasser am Ufer noch immer seine Kreise zieht. Kaum daß die braungrünen Mücken der flinken Tiere zu erkennen waren, zumal ihre Farbe jener der Steine und Wurzeln im Bach ungemein ähnlich ist.

Bewegungslos und gespannt beobachte ich weiter. Minuten vergehen, man muß Geduld haben. Aber endlich scheint die kurze aufregende Episode vergessen zu sein, denn wieder werden einige Fische sichtbar; sie steuern langsam aus der schäumenden Strömung zum ruhigeren Wasser einer kleinen Bucht, auf deren Grund einige große flache Steine ruhen. Und nun sinkt eins der starrlichen Tiere, das mindestens dreißig Centimeter lang ist, zum flachen Stein nieder und wälzt sich behaglich hin und her, als bereite ihm das Reiben misgütliches Vergnügen.

Jetzt erst läßt sich das Tier in der ganzen Eigenart seines Aeußern bequem mustern. Es ist die richtige Bachforelle. Die übliche Meinung, als sei die Forelle überaus schlant gebaut, wird hier durch den Augenschein in bester Weise widerlegt. Ihr Körper ist vielmehr gedrungen und ihre Schnauze kurz und abgestumpft. Bei dem wohligen Hin- und Herwälzen sind auch die weißgelben, eigentümlich leuchtenden Seiten und der weißlich säulende Bauch sichtbar. Auf Rücken, Seiten, Oberkopf und Kiemendeckel zeichnen sich rote und rötlich-violette Flecken ab, die, sofern sie größer sind, eine himmelblaue Umrahmung besitzen. Der statliche Wursche ist ein älteres Exemplar, denn seine gelblichen After-, Bauch- und Brustflossen weisen einen schwärzlichen Anflug auf. Rücken-, Fett- und Schwanzflosse sind hingegen wie der Rücken gefärbt. Jetzt gesellt sich dem Alten noch ein kleineres Tier hinzu, das dunkel gebändert ist. Die eigenartige Zeichnung weist darauf hin, daß der Benjamin ein noch nicht ganzjähriges Junges ist. Nun hält die große Forelle mit Wälzen inne, sie scheint sich auf etwas zu bestimmen und steigt hoch. Dann plötzlich schnell sie unter kraftvollem Schlagen des Schwanzes empor, über dem Wasser blüht es silbern auf, ihr stark bezahtes Maul hat sich geöffnet und nach irgend einer Pliege geschnappt. Wie der Blitz ist der Vorgang verlaufen — ehe ich noch recht zur Bestimmung komme, klatscht es auf und der gefräßige Räuber schwimmt schon wieder vergnügt im Wasser, der schäumenden Strömung entgegen.

Die Forelle ist unstreitig der geschickteste Schwimmer, den es giebt. Sie weiß jedes Hindernis zu nehmen und emfaltet dabei eine außerordentliche Grazie. Ihre Sprungkraft verdient die höchste Bewunderung; ich habe Exemplare gesehen, die mehr als einen Meter über den Wasserspiegel emporschnellten und dieses Kunststück mehreremale hintereinander wiederholten. Keine Strömung ist ihr zu stark, unentwegt bringt sie vorwärts, geschieht jede günstige Gelegenheit, die sich ihr bietet, wahrnehmend. Wenn das Wasser nur klar und kühl ist, im Sommer und Winter eine ziemlich gleichmäßige Temperatur besitzt und in lebhafter Bewegung ist. Lehmgiges Wasser und noch dazu solches ohne Kiesel ist ihr ein Grauel. An Gefräßigkeit wetterfist sie mit dem Hecht, und wie dieser ist sie ein Raubfisch, der die kleinen Fische nicht verschont und sogar den eignen kleinen Nachwuchs verschlingt. Spähend lauert sie im Schatten der Erlen und Weiden auf Beute, um wie ein Pfeil hervorzuschießen, wenn sich irgend ein verpeisbares Tier genagt hat. In jüngeren Jahren begnügt sie sich mit etwas einfacherer Kost, und zwar vornehmlich mit kleineren Wasserbewohnern wie Daphnien, Libellen- und Köcherfliegenlarven. Ist sie ausgewachsen, so erreicht sie eine Länge von mehr als dreißig Centimeter. Noch in diesem Jahre fing ich ein Exemplar von sechsunddreißig Centimeter, das gegen zwei Kilo wog. In unsren Tagen, da dem kostbaren Edel-fisch erbarmungslos nachgestellt wird, gehören Exemplare von der bezeichneten Größe zu den Seltenheiten; früher sollen sogar,

wie Goldfisch berichtet, in den Bächen der fränkischen Schweiz solche bis zu acht Pfund Gewicht vorgekommen sein. Ja ferne die Bäche jenes wunderherrlichen Reviers, in dem der Dolomit die kühnsten Formationen bildet, sehr genau: die Wiesent, die Aufseß, die Nuttlach, den Ailsbach und alle die andren kristallklaren Wasserrinnen, die das gesegnete und interessante, an Felsen und Burgen, Höhlen und Wiesen reiche Ländchen zwischen Bayreuth, Bamberg, Nürnberg und Erlangen hurtig und geschwäßig, schäumend und brausend durchziehen, aber Forellen von acht Pfund habe ich denn doch noch nicht gefangen. Immerhin ist hervorzuheben, daß die Aufseß und die Wiesent reich an großen Forellen noch jetzt sind. Zur rechten Zeit hat man mit der künstlichen Fischzucht begonnen und die jungen Tiere, sobald sie ein gesichertes Fortkommen versprochen, in die Bäche angeseßt. Da die Forelle ein Winterlächer ist, dessen Laichzeit in die Monate Oktober bis Januar fällt, so ist für die Eier eine längere Brutdauer im Apparat erforderlich. Haben die Jungen nach zwei bis drei Monaten die Eihülle gesprengt und den Inhalt ihres Dottersackes aufgezehrt, dann werden sie in freies Wasser übergeführt, wo sie um in lustigem Jugendübermut die eigne Verpflegung übernehmen, indem sie auf kleinste und allerfeinste Wassertierchen eine fröhliche Jagd eröffnen.

Leider läßt sich nicht leugnen, daß nur wenige, die unsre deutschen Waldgebirge durchstreifen, die Forelle wirklich kennen. Was wissen sie von der Balde-, Leiche-, Steins-, Alp-, Weiß-, Schwanz-, Silber-, Berg- und Bachforelle? Sie stauen, wenn sie die Aufzählung lesen, denn von der Existenz aller vorkommenden Varietäten haben sie keine Ahnung. Der Wirt könnte ihnen einen gekochten Häring vorsetzen und sie würden diesen Fisch mit Entzücken als eine Forelle verpeisen. Daß aber die Leiche an Stelle ihrer edleren Verwandtin versetzt wird, ohne in ihrer wahren Natur erkannt zu werden, weiß jeder Kundige, der seine Beobachtungen an den gastlichen Stätten der Touristenberge angestellt hat.

Um so recht die Poesie eines Forellensangs zu lösen, muß man weitab von der Landstraße in die Waldeseinsamkeit zum Gebirgsbach ziehen, an dem wir die Forellen in ihrer Freiheit bereits beobachtet haben. Nicht mit Reizen oder mit Reusen fange ich sie, sondern mit der Angel. Wenn die Sonne am Niedergehen ist und ihre letzten Strahlen goldig zwischen den Wipfeln der Baldbäume funkeln, dann ist die rechte Zeit, den Bach aufzusuchen, denn jetzt erst geht die Forelle auf den Massenraub aus. In der Angelhaken sind in einem Zwischenraum von einem Fuß zwei Angelhaken befestigt, die mit farbigen Fäden und mit Fuhu- oder Entenfedern derart umwickelt sind, daß die Gestalt und Farbe der Insekten nachgeahmt wird. Lautlos liege ich am Bach und lasse die beiden Angeln über dem Wasser spielen, sie hin und her ziehend, als ob Fliegen ihren Tanz vollführten. Und die Forelle läßt sich täuschen — sie späht listern nach dem lockeren Beuten, sie kann nicht widerstehen, sie schießt, schnell, springt empor — und schwapp sitzt sie an der Angel fest. Das Verfahren heißt Sprungfischerei.

Die Schatten sind länger und länger geworden — am Himmel glüht das Abendrot, und im schäumenden Bach spiegelt sich das blutige Rot wieder. Küßler weht der Wind durch die Bäume, und von den Felsen her läßt bereits der Uhu sein unheimliches Geschrei ertönen. Es ist Zeit zum Aufbruch, und mit meiner Beute, vier stattlichen alten Wurschen, die von prächtigen Leibesumfangen sind, ziehe ich durch den Wald heimwärts zu den Penaten. —

Georg Duf.

## Kleines Feuilleton.

— Feig. Ein deutscher Arzt teilt in der „Berliner klinischen Wochenschrift“ einige Beobachtungen mit, die er während der diesjährigen Pestepidemie in Bombay gemacht hat. Er sagt da u. a.: „Wohl den ungewöhnlichsten Eindruck aber empfängt der Reuling von den am Bette hingekauerten Gestalten, die regungslos den Schlaf ihrer kranken Angehörigen bewachen, in rührender Fürsorge kleine Paradiese zu verrichten nicht müde werden, ja das Essen häufig für ihre Verwandten selbst bereiten. Der Zutritt zum Spital ist eigentlich ganz frei. Welche Fülle von Gelegenheit zur Weiterverbreitung der Krankheit, das ist der erste Gedanke, der den Hygieniker befallen muß, und doch welch rührende Züge von Herzensbildung bei diesen Asiaten, die selbstsam kontrastieren mit der Zurath, die bei uns gebildete Personen jetzt schon häufig abbält, einen tuberkulösen Angehörigen zu pflegen.“ Einen tuberkulösen Angehörigen, selbst leichte Kinderkrankheiten, vor denen man auf die Länge Kinder in einer Großstadt doch nicht schützen kann, bilden für viele einen genügenden Grund, um monatelang die Häuser ihrer Freunde zu meiden. Und wenn diese Ueberängstlichen, denen die eigne Gesundheit über alles geht, wenigstens bestimmte Vorstellungen von dem hätten, wovor sie zittern. Hier könnten verständige Aerzte vielleicht ein wenig entgegenarbeiten, indem sie zur allgemeinen Kenntnis brächten, was eigentlich, vom streng wissenschaftlichen Standpunkt aus, über solche Ansteckungsgefahren gesagt werden kann. Man begegnet da den widersprechendsten Ansichten. Maxirn z. B. sollen, wie uns von verschiednen Seiten berichtet worden ist, am ansteckendsten sein: 2—3 Wochen vor dem Ausbruch, bei dem Ausbruch, 2—3 Wochen nach dem Ausbruch. Und zwar gilt natürlich nicht nur der Kranke selbst für ansteckend, sondern seine ganze Umgebung, auch Bücher und Briefe, die aus dem

Hause kommen, merklichdigerweise nur nicht die Diensthoten. Ein bekannter Arzt pflegte ironisch zu sagen: die Ansteckungsgefahr schiene sich streng auf gewisse sociale Schichten zu beschränken, die Leute, welche selbst ängstlich ein verseuchtes Haus vermeiden, schicken ohne Scheu ihre Diensthoten hin, Erkundigungen einzuziehen. —

**Geologisches.**

— Die Dichte der Erdrinde unter dem Festlande und den Meeren. Wie die Erde im Innern beschaffen ist, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entzogen, denn die Bohrlöcher und Gruben reichen nur in Tiefen, die im Vergleich zum Erdradius ganz unbedeutend sind und wahrscheinlich wird man auf diesem Wege niemals wirklich erhebliche Tiefen unter der Erdoberfläche erreichen können. Dagegen haben die Untersuchungen über die Schwerkraft der Erde zu dem sicheren Ergebnis geführt, daß die Materie, aus welcher die innersten Schichten der Erde gebildet wird, erheblich dichter sein muß, als die Gesteine der Oberfläche, ja man vermutet, daß der eigentliche Kern des Erdballes aus metallischen Körpern bestehe. Andererseits haben die neueren Untersuchungen über die geographische Verteilung der Schwerkraft an der Erdoberfläche zu höchst interessanten Schlüssen über die Massenverteilung in gewissen oberen, aber doch für uns unzugänglichen Teilen der Erdrinde geführt und zu begründeten Vorstellungen, wie sich diese Partien der Erdkruste gebildet haben mögen. Wenn man nämlich die Intensität der Schwerkraft, wie sie sich auf Grund zahlreicher Beobachtungen durchschnittlich für einen bestimmten Punkt der Erdoberfläche rechnungsmäßig ergibt, mit der an diesem Punkte direkt beobachteten vergleicht, so zeigen sich Unterschiede, die auf die Beschaffenheit der Massen tief unter der Erdoberfläche Schlüsse gestatten. Wird die Schwere an einem solchen Punkt größer gefunden, als sie normalerweise sein sollte, so muß man auf einen Massenüberschuß in der Tiefe schließen; ist sie geringer, so deutet dies auf einen Massendefekt unter der Oberfläche. Solche Massendefekte brauchen nicht gerade vollständige Hohlräume tief im Erdinnern zu sein, obgleich diese zweifellos auch vorhanden sein werden, man kann sich vielmehr die Massendefekte als Schichten von geringerer Dichte oder lockerer Struktur vorstellen und die Massenüberschüsse als durch Massen von größerer Dichtigkeit entstanden. Es ist nun merkwürdig, daß Massendefekte hauptsächlich unter großen Gebirgen angetroffen werden, so unter den Alpen, besonders unter den Tiroler Alpen und unter dem Engadin. Nach Dr. Messerschmitt tritt der Jura bei der Intensität der Schwerkraft gar nicht hervor, wahrscheinlich weil er trotz der ungeheuren Mächtigkeit seiner Kalkablagerungen nicht tief in die Erdrinde hinabreicht, so daß in verhältnismäßig geringer Tiefe eine mehr normale Schichtung des Gesteins zu erwarten ist. Bei den Alpen und dem Schwarzwald, wo entsprechend der Entstehungsweise die Gebirgsfalten tief hinabreichen, sind die weniger dichten Gesteine infolgedessen tiefer ins Erdinnere gekommen als bei normaler Lagerung der Fall sein würde, und im Engadin würden die Falten der Gebirgsscholle noch tiefer hinabreichen. Unter dem Kaukasus ist ebenfalls ein erheblicher Massendefekt anzunehmen und das gleiche gilt in noch stärkerem Maße für das Himalajagebirge. Im Gegensatz zu den Gebirgen zeigt die ganze norddeutsche Tiefebene einen erheblichen Massenüberschuß unter dem Boden, und das nämliche gilt vom Wiener Becken und der Umgebung des Neusiedler Sees. Ueberhaupt findet im allgemeinen eine Zunahme der Schwerkraft vom Lande gegen das Meer hin statt, und für die oceanischen Inseln stellt sich regelmäßig ein erheblicher Massenüberschuß heraus, so daß man unter dem Meeresboden eine größere Dichtigkeit der Erdrinde annehmen muß als unter dem Festlande. Nach der Ansicht von Faye ist dies dem Umstand zuzuschreiben, daß unter dem Meere die Abkühlung und Kontraktion der Erdrinde rascher vorwärts ging als unter den Kontinenten. Messerschmitt faßt die bis jetzt erlangten Ergebnisse, nach der „Nöln. Btg.“, wie folgt zusammen: „Aus dem tatsächlichen Verhalten der Schwere läßt sich mit Sicherheit der Schluß ziehen, daß die Wirkung der Kontinentalmassen mehr oder weniger kompensiert wird durch die Verminderung der Dichtigkeit der Erdkruste unter ihnen. Die raschen Veränderungen, welche in manchen Gebieten die Schwere in verhältnismäßig geringen Entfernungen erleidet, beweisen, daß die Dichtigkeitsänderungen sich in den oberen Schichten der Erdrinde befinden müssen, deren Tiefe etwa 200 Kilometer nicht viel überschreiten wird; häufig werden sie noch viel weniger tief anzunehmen sein.“ Die Unregelmäßigkeiten in der Struktur der Erdrinde, das Vorkommen von dichteren und lockeren Massen sowie von gewaltigen Hohlräumen ist hiernach auf ihre äußeren Schichten beschränkt; von dem, was unter 300 Kilometer Tiefe bis zum Erdmittelpunkt sich befindet, wissen wir nur, daß es dichter sein muß als die überlagernden Massen, aber ob fest, halbflüssig oder (feurig) flüssig, darüber läßt sich Sicheres gegenwärtig nicht sagen. —

**Meteorologisches.**

— Ueber die Beobachtung eines Kugelblitzes und eines Elmsfeuers schreibt Professor Dr. Rehdanz der „Magdeb. Zeitung“: Am 15. d. M. zogen nachmittags und abends zwei starke Gewitter über Schönebeck in der Richtung von Süden nach Norden. Als das zweite Gewitter heraufzog, gingen wir in unsre Wohnung hinauf, die eine Treppe hoch liegt. In dem Augenblick, als wir in das Vorderzimmer eintraten, fährt über dem gegenüberliegenden

Hause ein Kugelblitz herunter, so daß mich meine Tochter, die am offenen Fenster stand, fragte, ob ich die Laterne am Himmel gesehen hätte; der Himmel habe sich von oben bis unten gefalten. Ich trat ans offene Fenster. Da bemerkte ich an der linken Seite des Schornsteins auf dem gegenüberliegenden, von meinem Standpunkte ungefähr 15 Meter entfernten Hause einen hellen Schein, so daß ich annehme, es brenne, da die ganze Schluppe zwischen den Dächern der beiden Häuser in bläulichem Lichte strahlte. An der äußersten Südost-Ecke des Schornsteins haftete ein Flämmchen wie ein blauer Stern. Ich rufe meine Frau und Kinder herbei und wir beobachten diese Erscheinung eine volle Viertelstunde lang. Auch die Familie eines neben mir wohnenden Kollegen findet sich ein, sodaß acht Personen die Beobachtung gemacht haben. Fast vor jedem Blitz zuckten die Flämmchen lange Strahlenbündel empor oder es entstand ein kugelförmiges Licht. Der Schatten des niedrigen Schornsteins, der ungefähr 1 Meter hoch über das Dach emporragt, hob sich hoch in den Himmel hinein tiefschwarz ab, ein Strich, wie mit dem Lineal gezogen. Das Flämmchen haftete an der äußersten linken Ecke des Kranzgestimmtes, das den Schornstein umgiebt, in der scheinbaren Größe des Jupiter. Nach links zu war die ganze Schluppe bis zum Dach des Nebenhauses wie von schwachem elektrischem Lichte bläulich erleuchtet. Ich erklärte mir die seltsame Erscheinung als Elmsfeuer. Sie hielt, bald stärker, bald schwächer werdend, bald als eine Flamme, bald geteilt als zwei oder drei Flämmchen neben- und untereinander, im ganzen 42 Minuten an. Zuletzt spitzte sich das sternförmige Licht zu einer länglichen Flamme von scheinbar einer Spanne Länge zu und erlosch dann plötzlich. Merkwürdigerweise war das Flämmchen nur vom Fenster meines Zimmers aus zu sehen; von den Nebenfenstern aus sah man nur den bläulichen Lichtschein. Eine Augentäuschung ist vollständig ausgeschlossen, da die Erscheinung in derselben Weise gleichzeitig von acht Personen mit dem bloßen Auge und einem sehr guten Glase beobachtet wurde. —

**Humoristisches.**

— Ein Schlaumeier. „Für einen Ruß von Ihnen, Fräulein Luise, da gebe ich — zwölf dagegen.“ —  
 — Im Heiratsbureau. Vermittler: „Wie groß ist Ihre Mitgift?“  
 Bewerberin: „Vermögen besitze ich keines, ich bin Telegraphistin.“  
 Vermittler: „Ja, dann ist es eine schwere Sache! Es giebt wohl eine Telegraphie ohne Draht, aber Heirat ohne Draht nicht.“ —  
 — Merkwürdiger Zustand. „Sie waren früher solch eifriger Radfahrer. Haben Sie die Lust daran verloren?“  
 „Ja, vollständig. Mir hängt das Rad jetzt förmlich zum Halse heraus, während mir ein Automobil im Kopfe herumgeht.“ —  
 („Meggend. Hum. Bl.“)

**Notizen.**

— Gottfried August Bürger soll in seinem Geburtsort Wolmerswende ein Denkmal bekommen. —  
 — Das Berliner Theater eröffnet seine Spielzeit am 1. September mit dem neuemstudierten „Dithello“. Am 7. September findet die erste Aufführung von Björnstjerne Björnsons „Laboramus“ statt. —  
 — Julius Turl wird am 7. September in Mannheim ein neues Kunstinstitut, das „Moderne Theater“ eröffnen. —  
 — „Litterarisches Theater“ soll ein neues Münchener Ueberbrettel-Unternehmen heißen, an dessen Spitze Billy Rath steht. —  
 — Otto Ernst hat eine Neubearbeitung seines Dramas „Die größte Sünde“ beendet. Das Stück wird im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg zum erstenmal in Scene gehen. —  
 — Zwei Novitäten Hermann Vahr's werden in diesem Winter zur Aufführung gelangen. Das Lustspiel „Krampus“ wird am Wiener Deutschen Volks-Theater, das Schauspiel „Der Apostel“ zuerst am Teatro Goldini in Rom, dann am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg herausgebracht werden. —  
 — Die vollständigen Sonnabend-Vorstellungen am Theater des Westens werden auch in diesem Winter beibehalten werden. —  
 — Friedrich v. Wiede, ein Schweizer Komponist, hat eine Oper „Jugo“ vollendet. —  
 — Einen Preis von 5000 Mark für eine neue Oper hat die englische Moody Mannes Opera Company ausgeschrieben. Die Sprache des Textes ist freigestellt; die erste Vorstellung soll im Herbst 1903 stattfinden. —  
 t. Die Schlafkrankheit richtet nach einem Schreiben eines Missionars an den „Mouvement Géographique“ im Kongostaat fortgesetzt große Verwüstungen an. Die Sterblichkeit steigt fortgesetzt. In weniger als fünf Jahren sind etwa 600 Kinder von der Seuche hingerafft worden. Der Zustand ist um so hoffnungsloser, als auch die europäische Wissenschaft, trotzdem sie der Schlafkrankheit in den letzten Jahren eine größere Beachtung zugewandt hat, noch keinem Mittel zur Heilung auf die Spur gekommen ist. —